

(Nachdruck verboten.)

## 25) Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

„Weißt was?“ sagt Wiltraud zu dem unglücklichen Mädchen, bleib Du da heroben bei mir. Da bist weit weg vom Dorf und mußt nimmer Spiekruthen laufen. Und wenn dann Dei Stund kommt — Dei schwere — nachd' holen wir Dei Mutter und i seh Dir auch bei, da wärst doch in der Ruh.“

„D, i dank Dir, Du meinst es ja so gut — Du thätst Dir dös au noch aufladen! Aber schau — mußt mi nit für überspannt halten, — i kann nit weg vom Dorf, denn i geh' halt alle Abend unter Lichtzeit auf'm Florian sei Grab. Hast's vielleicht g'hört, daß sie 'n hinterm Gott'sacker eing'scharrt haben?“

Wiltraud nickte stumm.

„Jetzt liegt er da, ganz allein und lei Mensch bet't ihm! — Da geh' halt i hin, — dös ist's ja, was mir d' Leut' so übel nehmen. — Aber wann i 's nit thät, wer sollt's denn thun? D' Eltern von ihm sind zwei Stund' weit weg, die könne nit kumme — und schau, dort ist's mir auch am wohlsten. I mein', wann i auf selbem Fleckl sterben kumt — nachd' wär'n mir drei zusammen, Vater, Mutter und Kind! I ließ mi gleich dort begraben, nur daß i bei ihm wär'!“

„In ung'weih'ter Erd' —?!“ fragt Wiltraud schauernd.

„D — wo er liegt, da ist's für mich auch gut g'nug! Du hast ihn nit kennt, was für a braver Bua dös war!“

„Eben drum —“ sagt Wiltraud, „ist's so himmelschreiend. Er hat ja nit amal a G'mehr in der Hand g'habt, — sie haben ihn runterg'schossen beim Böschchen, und dann — noch 'n unchristliches Begräbniß dazu, blos weil er a Haberer war, der niemand nix z'leid' than hat —?“ Sie hebt drohend die Hand auf: „Schau Liesey, wann's mir dös mit jemand Liabs thäten — i weiß nit, zu was i fähig wär'!“

„Jesus, Wiltraud, sei nit so hitzig, wir müssen's doch alle tragen, wie's halt der Herr Pfarrer einricht'!“

„I trüg's nit!“ murmelt Wiltraud zwischen den Zähnen.

Das Mädchen sieht sie erschrocken an. „Schau, so machst Dir nix wie Feind. Drum verkenne Dich die meisten! In d' Kirch bist auch nimmer gangen seit dem Begräbniß von Dei'm Vater! Dös macht Dir alles böses Blut in Dorf — schau, i sag' Dir's, weil i Dir's guat mein' und mir's weh thut, wann sie über Dich reden.“

Wiltraud lehnt ruhig am Herd. Jetzt ist wieder jener Herbe Zug in ihr, der ihr Gesicht wie aus Marmor gemeißelt erscheinen läßt. „Dös muß jeder mit sich selber ausmachen und mit sei'm Herrgott — dös geht kein' Menschen was an!“ spricht sie leise aber bestimmt.

„Aber doch 'n Herrn Pfarrer!“ sagt Liesey bekümmert.

„Sei mir nur still von dem!“ — fährt Wiltraud auf. Liesey erhebt sich. „Will, den' wohl, wieder gehn!“ sagt sie traurig und schiebt ihren Schemel an seinen Platz.

Wiltraud sieht, daß sie diesem sanften gehorsamen Kind weh gethan und nimmt sie in die Arme. „I mein's nit so schlimm, Liesey — verzeih mir's. I hätt' an Dein wund's G'müth denken soll'n und nit an mein' Groll. Dös war scho recht grob von mir — sei mir nit böß und bleib noch a wen'g da, daß i's wieder guat mach'!“

Liesey löst sich sanft aus ihrer Umarmung. „I geh' nit weg'n dem — g'wiß nit. I kenn' Dei Herz z' gut. Mir thut's ja nur leid um Dich!“

„Liesey!“ ruft Wiltraud. „Du bist a Engel!“

„D mei — dös bin i nit. I bin a arm's sündhaft's G'schöpf, mit dem unser Herrgott Barmherzigkeit haben muß — weiter nix! Gelt laß mi jetzt fort! Halt mi nit für undankbar, weil i nur komme bin, — 's Geld und 'z essen ang'nomme hab' und wieder geh' —! I kann Dir's nit sagen, wie's mir ist — 's treibt mi so um — i weiß nit, ist's d' Angst, oder der Tod!“

„Großer Gott!“ Wiltraud überläuft's. „So geh' halt arm's Liesey, wenn's Dir lei Ruach laßt! — Da kann man

nix thuan, als beten, daß Dir Gott gnädig sei. Weißt, i hab's noch nit verlernt, wenn i glei nit in d' Kirch'n gangen bin — aber bet' auch Du für mich — i kann's auch brauchen!“

„Ja, dös thu' i — g'wiß!“ sagt das Mädchen und ihre blauen Augen schauen Wiltraud an mit einem Blick, von dem es ihr ist, als könne sie ihn nie mehr vergessen. „B'hüt Gott und i dank Dir halt noch amal für die Gutthat!“

Gieb acht, daß D' nit fallst —!“ mahnt Wiltraud. „I will Dich lieber führen; den Berg 'nunter ist's gar häßl, da kummt abrutschen.“ Und sie reicht dem zarten Geschöpf ihren starken Arm zur Stütze und geleitet es sicher den Abhang hinunter.

„Kehr jetzt um — i dank' Dir für's G'leit. Jetzt kann i scho allein heimgehen.“

„Soll i nit mit?“

„Nein — weißt, 's ist besser, wann d' heut nit ins Dorf kummt. Du bist z' jäh, Du könntst aufbrausen, wenn Dir eins was saget! Du weißt ja, wie d' Leut' sind.“

Wiltraud beißt die Lippen zusammen. „I versteh' schon.“

„Sei mir nit böß!“ sagt Liesey und lehnt wie damals auf dem Friedhof ihr Gesichtchen an Wiltrauds Wange.

„Im Gegentheil — i dank' Dir's!“ sagt Wiltraud, sich mit aller Kraft beherrschend. „Und noch eins bitt' i Dich — geh amal zum Doktor, wann d' so 'n Unruh' in Dir hast. —“ Liesey schüttelt sanft den Kopf: „Mir hilft niemand mehr, dös wirft sehen!“

Sie schwankt dahin, die kleine, schwächliche Gestalt, mit der schweren Bürde und ihrem geduldig getragenen Glend.

„Was bin da i?“ fragt sich Wiltraud und schlägt sich tief erschüttert vor die Brust. „A rebellisch, wild's Blut. Hochmüthig und glei obenans! Was will i noch murren, wann i so a still's Leiden seh' und mir sagen muß, wie ungebuldig und wie ungebärdig i mei Kreuz auf mich g'nommen hab' und ist doch noch lang nit so schwer, wie dös, was so 'n arm's Madl da schleppt!“

Sie steigt ihren Berg hinauf. — Lange noch sieht sie der Kleinen von oben nach, wie sie auf der Straße hinschleicht, fast nur noch ein Schatten. — Jetzt erst denkt sie an ihre eigene Lage, woher nun das tägliche Brot nehmen — nachdem sie auch diese letzten Nothpfennige hergegeben? Sie muß jetzt dienen gehen oder tagelöhnern, um zu leben — aber, wenn man im Dorf so schändlich über sie spricht, wie Liesey sagte, das Blut steigt ihr ins Gesicht vor Zorn und Scham —, wer wird sie nehmen?! — Dann aber schüttelt sie die Last wieder ab und athmet tief auf. Sie hat ihre Gesundheit und ihre Unschuld. Was will sie sich grämen, wenn sie an das arme Marterbild, denkt, das soeben um eine Biegung des Weges verschwund.

Wiltraud geht ins Haus und als sie in die Küche tritt, fällt ihr Blick auf das gegenüber liegende Fenster und den kleinen Beutel, der davor liegt. Sie öffnet verwundert und holt ihn herein. „Ach, das sind wieder d' Haberer!“ denkt sie gerührt. „Die lassen ein'm doch nie im Stich!“ Sie zählt das Geld noch am offenen Fenster, es ist eine ganze Menge, um ein Jahr davon zu leben, wenn sie sparsam ist. Sie biegt sich zum Fenster hinaus und schaut, ob sie niemand sieht. Dann ruft sie laut: „I dank' halt schon — aber jetzt dürst's nix mehr bringe!“ Sie lauscht, es ist ihr, als höre sie Schritte, die sich rasch entfernen.

„Ist jemand da?“ Keine Antwort. „So haltet doch — hört's mi nit?“ Alles ist still. — Das ist wieder die rechte Habererart, es muß immer ein Spul dabei sein! denkt Wiltraud und geht hinauf in die Kammer, ihren Schatz zu verwahren. — „Arbeit such ich mir aber doch und b'halt dös Geld nur für 'n Nothpfennig, daß i's ihna amal leichter z'ruckzahlen kann, wenn's wieder bessere Zeiten für mich giebt — bessere Zeiten? Du lieber Gott, wann soll'n die kommen? Aber i kann mi doch nit immerfort von andre Leut' ernähren lassen, wo i so jung und stark bin!“ —

Sie zieht ein besseres Gewand an, um sich auf den Weg zu machen.

Vorher schaut sie noch nach der Geiß, ob sie genug Futter hat für die nächsten Stunden. Dann schließt sie das Haus ab und geht. Unten an der Straße bleibt sie unschlüssig

stehen. Wo soll sie sich hinwenden? Ins Dorf, wo sie so im Berruf ist? Und doch — es giebt ja auch gute Leute dort, Freunde und Vetter vom Vater. — Bei denen kann sie schon anfragen, um die andern braucht sie sich ja nicht zu kümmern. So schreitet sie in tiefen Gedanken die Straße hin. Da raschelt es neben ihr im Gebüsch am Berghang, in raschen Sprüngen kommt es herab — ist es ein Hirsch, der durchs Dickicht bricht?

Wiltraud bleibt unwillkürlich stehen. — Nein, ein Hirsch ist's nicht — Lenz vertritt ihr den Weg. — Wiltraud wird leichenblaß. Sie ist unfähig, einen Fuß zu rühren.

„Wiltraud — Traudl!“ sagt Lenz leise und auch ihm bebzt die Lippe, während er spricht: „Jetzt sind's bald drei Wochen, daß i Dich nimmer g'sehen hab'. Mit amal ins Dorf tummst mehr, damit D' mich nit sehen mußt — i frag' Dich nur, kannst es denn aushalten?“

„Ja!“ sagt Wiltraud herb, „i miß wohl!“  
„Traudl, schau mi an, daß D' siehst, was Du aus mir g'macht hast!“

Unwillkürlich schlägt sie den Blick zu ihm auf. Das ist freilich der lustige, frische Lenz nicht mehr. — Das ist ein ernster Mann, dem das Leiden sein düsteres Gepräge aufgedrückt hat und es ergreift sie im Innersten.

„Weißt, i war a unmündiger, kindischer Bursch, und i bin's noch — i muß es sein, solang i vor mei'm Vater mit 'ma bösen G'wissen 'rumgeh' wie a Schulbub, — aber in einem bin i a Mann, das ist in meiner Lieb' zu Dir, die ist mit mir g'wachsen und g'reist, — und laßt sich nit ausreißen ohne daß der ganze Mensch dran verbluat!“

Wiltraud sieht ihn lange wehmüthig an, aber sie schweigt.

„I weiß ja, daß i in Deine Augen verächtlich bin, daß mich a Mäd'l wie Du, mit Dei'm rechtschaffene g'raden Sinn verurtheilen muß — alles, alles weiß i — und doch, Wiltraud, i kann's nit ausdenken, daß mir Du verloren sein sollst — verloren für ewige Zeiten! Schau, ganze Nacht treibt's mich schlaflos um, vor Verlang nach Dir! — a einzigs mal, wann i Dich noch in 'n Arm nehme und an mei Brust drücken dürft! Nur Dei Hand fassen, nur 'n Finger anrühren — nur daß i Leben könnt. So kaun i nimmer leben! I bin schon a diemal z'Nacht vor Deiner Thür g'legen — Du hast's nit g'wußt — und hab' Dei Schwel'n küßt über die Dei Fuß aus- und eingange ist und hab' den Kranken beneid't und voller Eifersucht jeden Lichtschimmer an die Fenster beobacht', — und paßt, ob D' in Dei Kammer gehst, oder ob D' nachts bei ihm wachst! Und in meine Schlafen hat's gesiedet und klopft wie im Fieber. I hab' alle Stämm' aus 'm Windbruch selber g'holt, hab' g'arbeit' wie a Knecht, daß i mi wollt' müad machen und 's vergessen. Aber je müader i word'n bin, je ärger ist's g'wesen. Da hab' i erst recht g'meint, wann i mi nur in Dein Schoß werfen und sterben dürft.“

Wiltraud verhüllt mit den Händen das Gesicht, aber die Thränen rieseln ihr durch die Finger.

„Und a diemal bin i z' Fleiß die allersteilsten Abhäng' runter g'fahren — daß es mi und 'n Schlitten und 's G'schirr zammwerfen sollt. Dös wär' mir recht g'wesen, wann alles in Stück'n gange wär'! So G'listen hab i g'habt, — ja und daß i Dir's nur sag' — sogar d' r G'danken ist mir komme: Wann nur unser Herrgott mein' Vatern zu sich nehme wollt', daß dös alles 'n End' hätt!“

Wiltraud sieht ihn entsetzt an: „Lenz!“ — Er fährt sich mit der Hand über die Stirn — 's war ja nur a Gedanken, aber Du kannst draus sehen, was i aussteh, — wenn i so was denken kann von mei'm eigne Vater! — Ja! a glückliche Lieb' macht den Menschen guat, aber a Lieb', die z'ruck' stoßen wird, macht ihn böz — das hab' i seither schon a diemal g'spürt.“

„Lenz,“ sagt Wiltraud bewegt und ihre feuchten Augen sind voll zu ihm aufgeschlagen. „Wann Dir's a Trost sein kann, dann will i Dir auch was sagen. — Z'erst hab' i g'meint i kunn' Dich nimmer mög'n, und da bin i 'rumganga, wie wenn i lei Herz mehr in der Brust hätt' und wie wenn da drin alles leer und hohl wär', — daß i's schier g'spürt hab'! Und dann hast Dei G'stanzeln g'junge, da droben am Berg und der Habermesster hat so schön für Dich g'redt, und da hab' i zum ersten Mal weina können.“

„Du hast mich wieder mög'n?“ ruft Lenz hoffnungsvoll.

(Fortsetzung folgt.)

## Don der Brüsseler Welt - Ausstellung.

II.

Brüssel, 1. Mai 1897.

In der Stadt und ihren weit ausgebreiteten Vororten feiert man heute wie auf dem ganzen Erdball das Weltfest der Arbeit. Festlich gestimmte Menschen, denen man die frohe Siegeszuversicht an den Gesichtern ablesen kann, beleben die Straßen, und endlose Festzüge durchziehen mit Trommelschlag und Pfeifenklang, mit Trompetengeschmetter und Triumphgesang, mit wallenden Bannern und Fahnen die Stadt, ohne von der Polizei und den sonstigen Hütern der Ordnung auch nur in geringsten belästigt zu werden. Es ist ein echtes Fest, daß da gefeiert wird. Man sieht es auf den ersten Blick: das Volk feiert i ein Fest! Da giebt es nur wahre Begeisterung, keine, die von oben kommandirt ist, und keine, die mit einem Auge nach dem Profite schaut, der dabei herauskommen soll.

Heute in acht Tagen wird Brüssel wieder ein Fest in seinen Mauern sehen, und es wird für den Beobachter interessant sein, jenes mit dem heutigen Feste zu vergleichen. Am 8. Mai wird die feierliche offizielle Eröffnung der Weltausstellung vor sich geben und ein glänzendes Programm ist für diesen Tag zusammengestellt worden, in dem natürlich höfisches und militärisches Schauprogramme den breitesten Raum einnimmt. Madan genug wird es an diesem Tage freilich geben, denn der Pöbel in Ballonmützen und Glacehandschuhen ist ja natürlich überall dabei, wo etwas los ist. Auch wirkliche Begeisterung wird es geben; denn weshalb sollten Offiziere, Beamte, Postlieferanten, Ausstellungsaktionäre und ähnliche Leute nicht begeistert sein. Das eigentliche werththätige Volk aber, so sehr es sich auch für die Ausstellung selbst interessiert, steht den kommenden Eröffnungsfeierlichkeiten kühl bis ans Herz gegenüber.

Die Eröffnungszeremonie wird am 8. Mai erfolgen, thatsächlich aber ist die Ausstellung seit dem 24. April, dem von vornherein festgesetzten Termine, eröffnet. So führt die Ausstellung augenblicklich eine Art unoffiziellen Daseins, und leider entspricht ihr Ansehen dieser Halberstanz nur zu sehr. Allerdings wird überall rüstig gearbeitet, um die Ausstellung wenigstens zum offiziellen Eröffnungstage soweit fertig zu bringen, daß sie sich einigermaßen mit Anstand sehen lassen kann. Natürlich sah man in diesen Tagen auch hier wieder ganze Kolonnen von Soldaten an der Arbeit, als ob es keine arbeitswilligen, steuerzahlenden Arbeiter gäbe. Man sieht, es ist auch in diesem Punkte hier ganz so wie im guten deutschen Vaterlande.

Nebrigens haben gewisse Leute für die außerordentliche Unfertigkeit der Ausstellung, die allein es verschuldet hat, daß die offizielle Eröffnung um 14 Tage hinausgeschoben wurde, mit vielem Spürsinn einen neuen Sündenbock herausgefunden, nachdem die erste Entschuldigung mit dem schlechten Wetter allenthalben mit Hohnlachen aufgenommen worden war. Es ist nur verwunderlich, daß die Herren nicht sofort auf diese Ausrede verfallen sind, die doch entschieden auf bourgeoise Gemüther einen ganz anderen Eindruck machen mußte, als die zuerst gewählte, die wirklich zu lächerlich klingt. Neuerdings sind also die Arbeiter an der Unfertigkeit der Ausstellung schuld. Sie sollen absichtlich so langsam wie möglich gearbeitet und durch unverkündete Forderungen den Herren Unternehmern das Leben schwer gemacht haben. Das ist ja immer so. Wenn die Herren Kapitalisten die ungeheuerlichsten Profite einfacken, womöglich noch ganz ohne jede Arbeitsleistung, so ist das vollkommen in der Ordnung; wenn aber die Arbeiter eine günstige Konjunktur benutzen wollen, um auch zu einem kleinen Theile an dem Extraverdienste theilzunehmen und ihren kärglichen Lohn ein wenig aufzubessern, so ist das unverkündet und frech, und die fatten Bourgeois schreien Peter-Wordis über die Begehrlichkeit der Arbeiter.

Selbstverständlich ist die Beschuldigung vollkommen grundlos und soll nur dazu dienen, die Verfehlungen und Unterlassungen der Ausstellungsleitung wirkungsvoll zu maskiren. Wenn die Arbeiter an dem Mißerfolge wirklich schuld hätten, weshalb hat man denn das nicht früher an die große Glocke gehängt? Weshalb hat man bis zulezt versichert, daß die Arbeiten ihren ungestörten und vorschristsmäßigen Fortgang nähmen? Gerade diese ewigen Versicherungen der Ausstellungsleitung und der ihr zur Verfügung stehenden Presse, daß am 24. April die ganze Ausstellung fertig dastehen werde, beweisen, daß es der Leitung an dem nöthigen Ueberblicke gefehlt hat. Thatsächlich befand sich die Ausstellung, als die Barrieren um die Mittagshunde des 24. April dem Publikum ohne jede Feierlichkeit, ganz formlos, geöffnet wurden, in einem jammervollen Zustande der Unfertigkeit. Fertig waren eigentlich nur die Trinkstätten. Alles übrige bot einen unerfreulichen Anblick dar. Die Mittelfront des Hauptgebäudes war von einem riesigen Gerüst verdeckt; die Ausstellungssäle gähnten dem Beschauer entweder in öber Leere entgegen oder waren mit Kisten und Kästen so vollgepfropft, daß man nur mit Mühe seinen Weg hindurchfinden konnte, ohne an seinen Kleidern Schaden zu nehmen. Die gesonderten Pavillons waren, soweit sie nicht zu Restaurationszwecken dienten, noch kaum im Rohbau vollendet; die Wege waren noch zum großen Theil in der unglücklichsten Verfassung, so daß man theilweise bis an die Knöchel in Schmutz versinken konnte, die

elektrische Lichtanlage fungierte zum größten Theile noch nicht. Es gehörte unstreitig ein gewisser Muth dazu, die Ausstellung unter diesen Umständen überhaupt zu eröffnen. Und bald zeigten sich denn auch die üblen Folgen dieser Maßregel. Die Besucher strömten bald reichlich herbei, und da es nicht jedermanns Sache ist, bei einem Ausstellungsbesuche von einer Kneipe in die andere zu ziehen, es aber sonst noch nichts Fertiges zu sehen gab, so stauten sich die Besucher da an, wo gearbeitet wurde und schauten mit großem Interesse der eifigen Thätigkeit der Arbeiter zu. Daß dadurch die Arbeit nicht gefördert wurde, läßt sich denken, und so ging denn die eine Abtheilung nach der anderen schließlich dazu über, ihre Räume für das Publikum einfach abzusperrern. Das rief natürlich großen Unmuth hervor, denn wenn man sein Eintrittsgeld bezahlt hat, glaubt man selbstverständlich auch das Recht zu haben, seine Nase in alle Winkel hineinzuwickeln. Um unliebsamen Austritten vorzubugen, prangen jezt am Eingang große Plakate, die den Besuchern kund thun, daß die Galerien für das Publikum vorläufig nur von 1 bis 5 Uhr geöffnet sind. Während dieser Zeit werden die Arbeiten dann möglichst beschränkt.

Eine wenig erfreuliche Seite dieser Ausstellung bilden die Eintrittspreise, die viel zu hoch festgesetzt sind, als daß dem werktätigen Volke ein häufigerer Besuch der Ausstellung möglich werden könnte. Die Ausstellung ist, wie schon erwähnt, räumlich in zwei Abtheilungen getrennt, und für jede dieser Abtheilungen wird ein Eintrittsgeld von 1 Frank (= 80 Pf.) erhoben. Das Billet für die eine Hälfte der Ausstellung gilt also nicht für die andere, und wenn man an denselben Tage beide Abtheilungen sehen will, muß man zweimal zahlen. Das ist entschieden des guten zuviel und es sieht fast so aus, als ob die Ausstellungsleitung die Arbeiter durch diese Festsetzung des Eintrittspreises von der Ausstellung fernhalten wollte. Denn daß die große Masse der Arbeiterfamilien diese Preise häufiger zahlen könnte, erscheint so gut wie ausgeschlossen. Vielleicht will man den zahlreichen Fremden, die oder vielmehr deren gefüllte Geldbeutel man mit Ungebuld erwartet, die Unbequemlichkeit ersparen, sich an einfachen Arbeitern zu stoßen. Und schließlich ist es ja in der göttlichen Weltordnung auch ganz in der Ordnung, daß die Arbeiter zwar alle Herrlichkeiten schaffen, sie aber nicht genießen dürfen.

Offiziell wird allerdings versichert, daß die unbemittelten Arbeiter alle nur denkbare Berücksichtigung finden sollen, und überall wird feierlich erklärt, daß es durchaus im Interesse des Vaterlandes liege, wenn jeder belgische Arbeiter die Weltausstellung in seiner Hauptstadt sehen und aus ihr lernen könnte — natürlich, um dann zu den allen gedrückten Bühnen desto qualifizirtere Arbeit für den Unternehmer leisten zu können. „Zur Hebung der nationalen Industrie oder der nationalen Arbeit“ nennt man das im offiziellen Stile.

In Erkenntniß dieser Nothwendigkeit hat der Arbeitsminister sich bei Ertheilung der Konzession an die Ausstellung ausbedungen, daß ihm 150 000 Stück Freikarten zur Ausstellung zur Verfügung gestellt werden zu dem Zwecke, um sie an Arbeiter, Soldaten, Elementarlehrer und Schüler gratis zu vertheilen. Das klingt ja ganz hübsch; es fragt sich nur, wie viel von diesen Freikarten auf die eigentlichen Arbeiter entfallen werden. Wenn die Arbeiter auch an erster Stelle genannt sind, so sind Soldaten, Lehrer und Schulkinder in dieser Beziehung doch mächtige Konkurrenten. Uebrigens ist es anzuerkennen, daß die Verwaltung sich an die Arbeiterorganisationen gewandt und dieselben aufgefordert hat, ihren Bedarf an Freikarten und ihre sonstigen Wünsche anzugeben. Außerdem berichtet die offizielle „Ausstellungszeitung“ noch, daß die meisten Gemeindevertretungen der großen Städte Mittel bereit gestellt haben, um mittellosen Arbeitern den Besuch der Ausstellung und einen kurzen Aufenthalt in Brüssel zu ermöglichen. Das ist gewiß erfreulich und es bleibt nur zu wünschen, daß bei der Verwendung dieser Mittel in unparteiischer Weise verfahren werde. Uebrigens ändert das nichts an dem Tadel, daß die Eintrittspreise der Ausstellung viel zu hoch bemessen sind.

Wie so üblich, wird die Brüsseler Weltausstellung dazu Anlaß geben, in der Ausstellungsstadt im Laufe des kommenden Sommers eine ganze Reihe von internationalen Kongressen und Konferenzen abzuhalten, von denen hier nur die interessantesten genannt seien. In den letzten Tagen des Juni wird, wie die „Ausstellungszeitung“ berichtet, unter Bernaert's Vorsitz ein internationaler Kongreß für Arbeiterschutz tagen; es folgen im August ein internationaler Kongreß für Bauten und öffentliche Arbeiten, ein Hygienekongreß, ein Kolonialkongreß, und auch der Friedenskongreß und die interparlamentarische Friedenskonferenz werden ihre Sitzungen in Brüssel abhalten. Die Friedenskonferenz haben ja in diesem Jahre einen ganz besonders schönen Stoff für ihre Beratungen in den Leistungen der europäischen Großmacht-Diplomatie. Hoffentlich verderben sie sich nicht zu sehr den Magen daran. —

## Kleines Feuilleton.

t Blumen im Krankenzimmer. Ein Arzt des Londoner Krankenhauses von St. Bartholomäo richtete unlängst, wie die Pariser Zeitschrift „Progrès médical“ berichtet, an alle Hospitäler von London ein Rundschreiben, in dem er seine Kollegen auffordert, auf die Natur und die Eigenschaften der Blumen, die den Kranken

von ihren Besuchern oder auch durch die Krankenschwäger zugebracht werden, ein scharfes Auge zu haben. Wenn gewisse Blumen oder überhaupt Blumen in einem gewissen Zustande in einem Krankenzimmer verbleiben, so können sie sehr wohl einen Einfluß auf den Kranken ausüben, von dem der Arzt sich Rechenschaft geben muß. Zunächst ist es dringend zu empfehlen, die Einführung von abgeschnittenen Blumen in ein Krankenzimmer möglichst zu verhindern; ist deren Gegenwart an sich nicht schädlich, so kann doch leicht das Wasser, in dem solche Blumen aufbewahrt werden, ein Herd zur Ansammlung von Keimen werden, wenn es nicht sehr oft erneuert wird, da es sehr rasch verdirbt. Sicher dürfen dieselben abgeschnittenen Blumen nicht länger als einen Tag im Krankenzimmer geduldet werden, und am besten ist es, überhaupt nur Blumen in Töpfen zuzulassen. Künstliche Blumen sollten gänzlich verboten sein; sie sind wegen des industriellen Staubes, der ihnen immer anhaftet, die allergefährlichsten. Auch nach dem Geruche müssen die Blumen ausgewählt werden, und es ist geruchlos oder schwachriechenden Blumen der Vorzug zu geben, strenge und nervenerregende Gerüche dürfen auf diesem Wege jedenfalls nicht in das Krankenzimmer gelangen. Auf der anderen Seite soll keineswegs das Zubringen von Blumen gänzlich verboten werden, da anzuerkennen ist, daß der Anblick eines Weichen- oder Bergkleeblatts auf die Stimmung eines Kranken einen ausgezeichneten Einfluß haben kann, auch sollten in allen Räumen eines Krankenhauses Guirlanden oder grüne Zweige angebracht werden, um die Räume heiterer zu machen. Sehr zu empfehlen sind zu diesem Zwecke die Zweige von Eucalyptus, welche desinfizirende Eigenschaften besitzen. —

## Kunst.

— Steinmehzzeichen und Meisterschilde. Die ministerielle „Berl. Corr.“ schreibt: Nachdem in neuerer Zeit die Bedeutung der in den Werksteinbauten des Mittelalters zahlreich vorkommenden Steinmehzzeichen und Meisterschilde für kunstwissenschaftliche Zwecke — insbesondere für die Geschichte der Baukunst — mehr und mehr gewürdigt worden ist, soll für die Erhaltung dieser Klasse von Urkunden, sowie für ihre allmähliche Sammlung Sorge getragen werden. Es ist deshalb Vorsee getroffen worden, daß bei Gelegenheit von Reparaturarbeiten oder umfassenderen Restaurationen an älteren Baudenkmalern jene handwerklichen Ehrenzeichen nicht nur vor Zerstörung durch Abschabern der bezüglichen Quadersteine oder vor Entstellung durch Färbung bezw. Uebermalung sorgfältig geschützt, sondern auch in hinreichend großem Maßstabe ( $\frac{1}{5}$  bis  $\frac{1}{10}$  der natürlichen Größe) abgezeichnet und unter genauer Angabe des Baulheils, an dem sie vorkommen, gesammelt werden. —

— Der Verein Berliner Künstler besprach in seiner letzten ordentlichen Hauptversammlung die diesjährige Große Berliner Kunstausstellung. Der wesentlichste Punkt der dabei behandelt wurde, betraf das Plakat für diese Ausstellung, das nicht die allgemeine Zustimmung des Vereins fand. In der sich anschließenden außerordentlichen Hauptversammlung gelangte ein von einer Kommission von Architekten angeregter Antrag des Vorstandes, den Bau des neuen Künstlerhauses betreffend, einstimmig zur Annahme. Demnach soll auf dem seit einigen Tagen in den Besitz des Vereins übergegangenen Grundstück Belleuestr. 3, unter theilweiser Benutzung der vorhandenen Baulichkeiten das Künstlerhaus errichtet werden, und zwar auf Grund eines von der Baupolizei bereits genehmigten Projekts. Bei diesem Projekt ist auf die Schaffung von geeigneten Räumen für eine permanente Kunstausstellung besonders Gewicht gelegt. Zum Architekten des neu zu erbauenden Künstlerhauses wurde Herr Hoffacker einstimmig gewählt. —

## Erziehung und Unterricht.

— Die internationale Korrespondenz der Schulingen d hat in Frankreich und England großen Aufschwung genommen, seit die „Revue Universitaire“ in Paris und die „Review of Reviews“ in London die Sache in die Hand genommen. Seit Januar haben sich 1700 Knaben und 300 Mädchen in den französischen Schulen einschreiben lassen, um eine Korrespondenz nach England anzuknüpfen. In England ging die Bewegung weniger rasch vorwärts, weil dort die öffentlichen Schulen nicht so stark zentralisirt sind. Es zeigte sich auch, daß das Verhältnis der Geschlechter ein anderes war, denn auf 500 Knaben kommen dafselbst gegen 1000 Mädchen, welche mit Frankreich zu korrespondiren wünschen. So kam es, daß die meisten französischen Knaben und englischen Mädchen umsonst Korrespondenten suchten. Professor Mielie von Draguignan, der Urheber der Bewegung, vertiel daher auf den Gedanken, den englischen Korrespondentinnen französische Korrespondenten zu geben; es sind bereits 800 solcher Korrespondenzen im Gange. Zwischen Frankreich und Italien scheint der Austausch schwieriger zu sein, denn der Direktor des „Secolo“ in Mailand hat zwar leicht 500 Korrespondenten zusammengebracht, aber die „Revue Universitaire“ fand bisher in Frankreich bloß 60 Kinder, die mit Italien Briefe zu wechseln wünschten. In letzter Linie ist auch ein Versuch französisch-deutscher Freiaustausches angebahnt worden, der sich besser anzulassen scheint, denn die „Revue Universitaire“ erhielt trotz der Osterferien auf ihren ersten Aufruf vom 15. April 200 Korrespondenz-Begehren für Deutschland. —

**Volkstümde.**

— Die Maifeier zu Borken i. B. Borken ist ein freundliches Kreisstädtchen im westlichen Münsterlande. Die Reste früherer Befestigungen, der Stadtgraben, alte Thürme und Mauertrümmer erzählen von seiner Vergangenheit und scheinen auf den konservativen Sinn der Bürgerchaft hinzuweisen. Und in der That giebt es wohl kaum ein Städtchen, wo man am Althergebrachten, an den Gebräuchen der Vorfahren so fest hält, als hier. Zu den alten „Gewohnheiten“, die man Jahrhunderte lang hochgehalten, gehört auch die merkwürdige, in ihrer Art einzig dastehende Maifeier unter der Tremse. Im Monat April sieht man die Kinder der verschiedenen Nachbarschaften von Haus zu Haus gehen, um die Anzahl der theilnehmenden Kinder festzustellen und den kleinen Beitrag der einzelnen einzusammeln. Auch außerdem spendet manche freundliche Hand eine Kleinigkeit für das Jugendfest. Dann beginnt die Fertigstellung der Tremse, wobei die Kinder der einzelnen Straßen oder Nachbarschaften sich gegenseitig in ihren Leistungen zu übertreffen suchen. Etwa drei oder vier hölzerne Reifen werden durch Bindfäden verbunden, woran zolllange Stücken Schilfrohr abwechselnd mit bunten Bällchen aufgereiht sind. Die Fäden liegen eng aneinander, und das ganze hat etwa die Form eines Reifrodes. Dieses Gestell wird mit Flittergold, Kränzen aus gefärbten Eierschalen, bunten Papierstreifen u. s. w. phantastisch ausgeschmückt. In der Mitte hängt, wie der Klöppel in einer Glocke, eine weiße, aus Holz geschnitzte Taube, der Pfingstvogel. Bei einer zweiten Art der Tremse hat das Gestell die Form einer Krone, indem zwei halbe Reifen quer über einander gelegt und mit einem anderen Reifen so verbunden werden, daß eine Halbklugel entsteht. So ist die Tremse fertig. Am 1. Mai, um Mittag, wird sie unter dem Jubel der Kinder an einem zwischen zwei Häusern quer über die Straße gespannten Seil aufgehängt. Am Nachmittag — der Nachmittag des Maitages ist schulfrei — trinken die Kinder der Nachbarschaft auf offener Straße unter der Tremse Kaffee, wofür der erwählte Beitrag gezahlt ist. Alsdann gehen die Mädchen auf die benachbarten Wiesen, um Blumen zu holen, womit die Straße unter der Tremse bestreut wird, während die Knaben in den nahen Waldungen einen Maibaum suchen. Eine junge, schlanke Lanne mit schönen Nesten ist bald gefunden und wird im Triumphe zur Stadt getragen. Des Abends wird sie auf der Straße aufgestellt und mit Fackeln behangen. Dann tanzt die Jugend fröhlich singend um den Baum, und die Alten stimmen mit ein, dann kommen die alten Liedchen: „Droben auf grüner Waldbeid . . .“, „Jäger wollt keine Birnen schmeißen . . .“, „O Buer, wat kost dien Heu? . . .“ u. v. voll zu ihrem Rechte. Die Tremse bleibt, wie man der „Königlichen Volksztg.“ schreibt, den ganzen Monat hängen, und das Spiel um den Maibaum findet diese Zeit hindurch wöchentlich zwei oder dreimal statt. —

**Bergbau.**

— Das Staßfurter Salzlager. Ueber die allmähliche Erschließung des Staßfurter Salzlagers machte Dr. Mertens im Magdeburger Verein für Erdkunde Mittheilungen („Montan-Ztg.“). Die Staßfurter Soolquelle, die zuerst für das Jahr 1227 erwähnt wird, gehörte ursprünglich den Fürsten von Anhalt und dann einer erst im Jahre 1796 aufgelösten adeligen Pfannerhschaft. Nachdem der preussische Staat Eigentümer der Soolquelle geworden war, wurde der Betrieb der Staßfurter Saline wegen ihres im Vergleich zu anderen Salinen nur geringen Ertrages (zu Anfang dieses Jahrhunderts eingestellt. 1839 fing man aber an, ein großes Bohrloch zu stoßen, wobei man in einer Tiefe von 256 Metern auf das Salzlager stieß, das dann durch eine Tiefbohrung (1849 bis 1851) und durch das Abteufen zweier Schächte (1851 bis 1857) weiter aufgeschlossen wurde. Daß die beiden Staaten Preußen und Anhalt, welsch letzteres 1858 den Salzbergbau in Leopoldshall begonnen hatte, an dem dortigen Salzlager sich eine gewaltige Einnahmequelle geschaffen haben, ist ebenso bekannt, wie, daß sich seit Aufhebung des Salzmonopols in Staßfurt und Leopoldshall eine sehr rege Privatindustrie entwickelt hat. Wie das Staßfurter, so gehören auch die Salzlager bei Sperenberg bei Sznaraglaw, bei Seeberg, bei Lüthten, bei Schöningen, bei Braunschweig, bei Goslar, bei Lüneburg und bei Altmarxleben in der Altmark, bei Halle, Artern und Frankenhäusern der oberen Dvassformation an, und das ganze Gebiet Norddeutschlands stellt sich dar als das gewaltigste Salzlager der Welt. Hierbei ist besonders bemerkenswerth, daß die meisten Bohrungen auf Salz in diesem Gebiete erst aus den letzten dreißig Jahren stammen, und daß bisher nur wenige dieser Salzlager in wirkliche bergmännische Benutzung genommen worden sind. —

**Technisches.**

— Eine Flachdruck-Notationsmaschine, die von sogenanntem endlosen Papier unter Benutzung des gewöhnlichen Schriftsatzes druckt, also die Stereotypie überflüssig macht, hat die Hannische Maschinenfabrik in Frankenthal (Pfalz) gebaut. —  
— Der Adirondack. Aus dem Hudsonstrom, im Sommer ei. em der belebtesten der ganzen Welt, ist jetzt ein Dampfer von mächtiger Größe und Schönheit in Betrieb gesetzt worden, der „Adirondack“, mit einer Länge von 175 Metern und einer Breite von 27,4 Metern. Sein Tonnengehalt ist 4500 brutto, und er ist im

stande, 1000 Tonnen Waaren zu befördern. Er zählt, nach „La Nature“, fünf Stochwerke, das Hauptdeck, den Salon, die Galerie, die obere Galerie und die Kuppel, und hat doch nur einen Tiefgang von 2,4 Meter. Die Ausstattung ist, da der Dampfer in erster Linie für den Personentransport nach Saratoga, dem George Lake, den Adirondacks, den nördlichsten Ausläufern der Alleghany, und dem St. Lorenzstrom bestimmt ist, sehr prunkvoll und umfaßt 350 Luxuszimmer, worunter sich 28 Salons befinden. Abweichend von den meisten anderen Dampfern gleicher Größenordnung ist er aus Holz, und zwar Eiche, Kastanie, Rotheder und Fichte, gebaut, was seinen guten Grund in der Ueberwindung der Sandbänke des Flußbettes findet, wobei Stahl brechen oder sich verbiegen würde. —

**Humoristisches.**

ce. Eine Bill gegen das Tragen von hohen Damenhüte auf öffentlichen Vergnügungspätzen wurde am 19. April von der Legislatur des Staates New-York mit 81 gegen 47 Stimmen angenommen. Nachdem das Assemblymitglied Koster die Bill zum allgemeinen Gaudium des Hauses erklärt hatte, beantragte der Abgeordnete Roche, daß Koster jeder anwesenden Dame einen Hut nach seinem Geschmack kaufen sollte. Dieses „Amendement“ wurde jedoch niedergestimmt. Nun folgte der Abgeordnete Naget mit einem neuen Abänderungsvorschlage, der nichts weniger bezweckte, als die Abschaffung der ganzen modernen Damengarderobe. Puffärmel, Korset, hoher Kragen — alles sollte verboten werden. Auch dieses Amendement wurde verworfen, worauf die fideles Herrn die Koster'sche Bill in ihrer ursprünglichen Fassung annahmen. Die Bill lautet wie folgt: „Jrgend eine Person, die in einem Theater, einer Halle oder anderen öffentlichen Vergnügungspätzen einen Sitz einnimmt und einen Hut von solchen Dimensionen oder mit derartigen Verzierungen versehen trägt, daß dadurch hinter ihr sitzende Personen im Sehen beeinträchtigt werden, und die sich nach erfolgter Aufforderung weigert, eine derartige Kopfbedeckung zu entfernen, soll für jedes Vergehen dieser Art mit einer Geldstrafe von 5 Dollars bestraft werden, die von derjenigen Person eingetrieben werden kann, welche den Fall vor einem zuständigen Gericht anhängig macht“. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Der Verein deutscher Gartenkünstler will sich an der nächsten Pariser Welt-Ausstellung mit einer Kollektiv-Ausstellung von Gartenplänen, Entwürfen, Aquarellzeichnungen u. s. w. betheiligen, wenn — der Staat eine Beihilfe gewährt. —  
— Der Kamm des Riesengebirges ist seit Ende der vorigen Woche wieder mit neuem Schnee bedeckt. —  
— Unternehmer-Witz. In Dresden hat am 1. Mai ein Bauunternehmer an seine Baubude einen Zettel angeschlagen, der folgenden Inhalt hatte:

Dresden, den 1. Mai 1897.

An die hochgeehrten Herren Maurer meines Neubaus!

Da heute der 1. Mai ist und derselbe allgemein gefeiert werden soll, so fühle ich mich veranlaßt denselben auch zu feiern, und werde das Bohnauszahlen auf Sonntag den 2. Mai vormittags 11 bis 12 Uhr verlegen in meiner Wohnung.

**Schachtungsvoll**

(folgt der Name.)

— Für 25 jährige treue Dienste hat der Gemeinbediener und Nachtwächter von Eisa 20 M. vom herzoglichen Staatsministerium bekommen. — Dem Verdienste seine Doppelkrone: Einfach nobel. —  
— In Wien giebt es eine Hebamme, die ihre Geschäftsfahrten auf dem Zweirad macht. —  
— Im Dorfe Chota bei Horazdowitz (Böhmen) brach am Montag in einer Mühle Feuer aus. Während die Feuerwehr mit der Räumung einer Stube beschäftigt war, stürzte die Decke ein und begrub elf Löschmänner unter den Trümmern. Zwei wurden getödtet und die übrigen schwer verletzt. —  
— Der Obergarderobier Nagy vom Budapest Nationaltheater wurde todt im Bette gefunden. Das Herz zeigte eine Wunde, wie sie ein Dolchstoß hervorbringt. Die 25 jährige Frau Nagy's, die geschiedene Gattin eines höheren Offiziers, wurde verhaftet. —  
— Der Sozialist Dr. Deibastee, Mitglied des Gemeinderaths zu Brüssel, erlitt bei einer Wagenfahrt lebensgefährliche Verletzungen. Die Pferde waren scheu geworden und hatten den Wagen umgeworfen. —  
— An Leo Taxil, den Erzklumpen, glauben noch immer einige Katholiken. Wie aus einer Zuschrift an den „Osservatore Cattolico“ in Mailand hervorgeht, meinen sie, nicht Taxil habe am 19. April den Parisern von seinen Schwindeltreihen erzählt, der das gethan, sei ein Freimaurer gewesen. Leo Taxil aber werde von den Freimauern gesungen gehalten. —  
— Adelina Patti wird in der nächsten Saison einmal in London auftreten. Sie erhält für den Abend, an dem sie drei Vieder singen wird, 21000 M. —  
— Kurzes Verfahren. Die „Deutsche Zeitung“ von Mexiko schreibt: In Zautla, Distrikt Cuicatlan (Oaxaca), ist der Bürgermeister an den Boden erkrankt. Was thut der „presidents“ dieses Ortes, um der Ansteckungsgefahr vorzubeugen? Er begiebt sich zu dem Kranken, erschießt ihn und steckt das Haus in Brand! —